

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 926.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 926.]

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1.50, monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltigen Zeilen oder deren Raum 15 Pfg. für Verfammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 155.

Dienstag, den 7. Juli 1903.

10. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Das rothe Königreich.

Der überwältigende Wahlsieg der Sozialdemokratie in Sachsen scheint nicht ohne Folgen für die innere Landespolitik bleiben zu sollen. Es stellt sich immer klarer heraus, daß der enorme Zuwachs von rund 150 000 sozialistischen Wählerstimmen, der 50 Proz. des Bestandes von 1898 ausmacht, einem erheblichen Zugewinn aus bürgerlichen Kreisen zu verdanken ist, daß also der Wahlausfall eine Erhebung des sächsischen Volksgewissens und der politischen Moral gegen die Schandwirtschaft des Kartells bedeutet. Was das Kartell in Sachsen in den letzten 7 Jahren gesündigt hatte: die Wahlentziehung, der Steuerdruck, das agrarische Regiment in einem industriell hochentwickelten Lande, kann sich unmöglich bei den Landtagswahlen entladen, die auf die Verewigung der agrarkonservativen Herrschaft zugeschnitten sind; und so richtete sich die ganze Wucht der Erbitterung gegen die „nationalen“ Reichstagskandidaten, die dasselbe Kartell im Namen der bürgerlichen Ordnung präsentirte. Es lag wie eine geheime Losung in der Luft: vom Kartell darf keiner durch! — und als einige „liberale“ Staatsmänner es nach dem 16. Juni mit der Angst kriegten und zum Rückzug bliesen, wurden sie einfach überrannt. So ist der 25. Juni ein zweites Volksgericht über das Kartell geworden, das heute im ganzen Sachsenland als der große Schuldtage gebrandmarkt ist.

Die nächste Wirkung dieses Verdicts war ein allgemeines Ausreißen der Heloten des Kartells, der Nationalliberalen. Diese armen Schächer haben es bitter büßen müssen, daß sie sich vor 7 Jahren unter die Fittiche der Konservativen geschleift hatten. Die herrschende Hofratsklippe ließ ihnen im Landtag gerade so viele Mandate, als nötig waren, sie zur Einflußlosigkeit zu verurtheilen. Die Konservativen beanspruchten mehr als zwei Drittel aller Landtagsitze, und sie erhielten sie auch; die großen Industriestädte des Landes durften eine nationalliberale Scheinfraktion nach Dresden schicken, die nur eine, noch dazu sehr fragwürdige, dekorative Bedeutung hat. Das wurmte die nationalliberalen Heldenseelen, aber sie verkniffen sich jede ernsthafte Opposition und schluckten es auch geduldig, als das Kartell bei der Verteilung der Reichstagsmandate sie mit einigen Zählkandidaturen abspießte. Allein jetzt ist der Mannesmut in der Brust der Nationalliberalen wieder erwacht, und der nationalliberale Reichsverein in Dresden hat seinen Bruch mit dem Kartell unter staatsmännischem Lärm vollzogen. Die nationalliberale Presse setzt allenthalben mit dem Ruf ein: los vom Kartell und Reform des Landtagswahlrechts! — ein Idealismus, der den Nationalliberalen nach ihren bisherigen Erfahrungen mit dem Kartell wirklich nicht zu verdenken ist.

Die Konservativen ihrerseits lassen sich nicht hange machen. Sie proken auf ihr angestammtes Herrenrecht und verlangen gottesfürchtig und dreist die Vertheidigung des politischen Standrechts. Das Kartell ist von Gottes Gnaden, und sie fordern die Vertheidigung der Beamten auf das Kartell. Das Organ des konservativen Landesvereins, das „Waterland“, das noch im letzten Späthommer hatte die Throne krachen lassen, wenn die Regierung sich weiter gegen den 750 Mt. Zoll sträube, brüllt jetzt nach Zwangsgesetzen gegen die Arbeitererschaft, nach Militär und Polizei und nach systematischer Beamtenkorruption russischen Vorbilds. Aehnlich ließen sich andere konservative Leuchten vernehmen, und es ist heute schon ausgemacht, daß es den Agrarkonservativen nicht einfällt, die Position kampfslos aufzugeben, daß sie vielmehr entschlossen sind, die allgemeine politische Korruption, die Verwüstung der Staatsfinanzen, die Niederhaltung des Proletariats auch weiterhin systematisch zu betreiben.

Das Land aber ist der konservativen Mißwirtschaft müde, und die allgemeine Erbitterung richtet sich gegen das Landtagswahlrecht. In allen Parteilagern wird der Gedanke erwogen, die Wahlbewegung der Sonntage in einer allgemeinen Volksbewegung gegen das Landtagswahlrecht fortzusetzen, eine neue Wahlrechtsliga zu gründen und insbesondere die Landtagswahlen, die am 8. und 9. September stattfinden sollen, zu einem erneuten Sturmangriff gegen die Agrarkonservativen zu benutzen. Das letztere wäre nur möglich, wenn die bürgerlichen Mittelschichten, die die Wähler in der zweiten Klasse stellen, mitthun und Stand halten würden.

Die Sozialdemokratie hat noch am Abend des Reichstagswahltags, als die Siegesnachrichten aus vier sächsischen Kreisen einliefen, die Parole ausgegeben: Eroberung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zum Landtag. Die bürgerlichen Parteien und Gruppen, die der sozialdemokratischen Partei den Wind aus den Segeln nehmen wollen, indem sie einer Aenderung des Wahlrechts das Wort reden, werden dadurch überflügelt und gezwungen, prinzipiell Farbe zu bekennen. Mit lampigen Abschlusssatzungen läßt sich die Arbeitererschaft nicht abfinden. Die schroffe Haltung der Konservativen bürgt dafür, daß es eines gewaltigen Anlaufs bedarf, um die „geborenen Herren“

klein zu kriegen; nur die Sozialdemokratie wird allein im Stande sein, eine solche Bewegung in Fluß zu bringen und im Fluß zu halten. Dann aber wird sie auch das Ziel bestimmen, das diese Bewegung sich setzen muß, und sie wird es vorziehen, das Land in seiner konservativen Mißregierung verfaulen zu lassen, ehe sie sich zu einem mageren Kompromiß versteht. Bieher als der ganze sächsische Landtag sind ihr die 22 sächsischen Reichstagsmandate, zu denen möglicherweise das dreißigste Mandat bald kommen wird. Gegen das Baugener Mandat des Antisemiten Gräse ist bereits Wahlprotest angemeldet.

Die 22 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten erließen Donnerstag an die Bevölkerung Sachsens einen Aufruf zur Eroberung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für den Landtag. Die berufenen Organisationen der Sozialdemokratie werden nachfolgen, um das heiße Eisen zu schmieden. Es gibt nur noch zwei Dinge in Sachsen: agrarkonservative Mißwirtschaft und Korruption oder sozialdemokratische Kultur. Wenn die Frage so gestellt ist, so kann der Sozialdemokratie in dem vorgeschrittenen Industrieland des Reichs auf die Dauer der Sieg nicht fehlen.

Politische Mundschan.

Deutschland.

Umsturzpläne. Jüngst wurde bekannt, daß in Radebeul, einem Villenort bei Dresden, von wo seit langem pensionirte Offiziere Scharfmacherei betreiben, eine besondere Vereinigung begründet sei, die Vorbereitungen zur Beseitigung des Reichstagswahlrechts betreibt. Das Organ der sächsischen Konservativen, das „Waterland“, leugnete die Sache ab; vor den Wahlen war die Aufdeckung des Verschwörernestes unangenehm. Jetzt berichtigt sich das Blatt selbst und will nur die Sache von seiner Partei abwenden. Es theilt mit: „Sie (die Redaktion des „Waterland“) habe im Redaktionsbureau des „Radebeuler Tageblattes“ das Beweismaterial dafür eingesehen, daß Geldsammlungen zur Agitation für eine Aenderung des Reichstagswahlrechts eingeleitet seien, und stehe nunmehr nicht an, zuzugeben, daß eine Agitationskorrespondenz zu diesem Zwecke in der That existire. Diese Korrespondenz werde aber nicht von den Führern der konservativen Partei vertrieben, sondern von einem Dr. A. G. in Wiesbaden. Es seien ihr auch die Namen einiger Herren genannt worden, die Beiträge zur Unterstüßung der Korrespondenz gezeichnet haben sollten; auch diese Herren seien der Redaktion mit einer Ausnahme unbekannt. Mitglied des konservativen Landesvereins sei keiner. Der ihr bekannte Herr sei ein hervorragendes Mitglied einer liberalen Partei.“ — Warum diese Geheimstrammerie? Heraus mit den Namen, damit man die Maulwürfe, die gegen das Reichstagswahlrecht wühlen, bei Tageslicht beschaun kann!

Es hämmert! Gegen die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit äußerlicher Macht, mitteln spricht sich scharf ein Leitartikel der ultramontanen „Schlef. Volksztg.“ aus, in dem unter Bezugnahme auf die Erfahrungen in Sachsen mit der Verschlechterung des Wahlrechts ausgeführt wird, daß man sich im Reich aus dem jetzigen sächsischen Kagenjammer aufs Neue die Lehre entnehmen möge, daß die Scharfmacherei ebenso wie der Born ein schlechter Rathgeber ist. Das Wachsthum der für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen dürfe kein Grund sein, die politischen Rechte des Volkes zu verkürzen. Sonst werden die letzten Dinge schlimmer als die ersten sein.

Die sittliche Verwüstung, die die Verheerung des katholischen Volkes durch Geistlichkeit, Zentrumspreise und Zentrumsagitatoren anrichtet, hat sich in den katholischen Bezirken gelegentlich der Reichstagswahlen wieder in erschreckender Weise offenbart. Mit zu den schlimmsten Ausschreitungen zentrumschriftlicher Nächstenliebe gehört wohl, was dem sozialdemokratischen Vertrauensmann für den Wahlkreis Düren-Füllich widerfahren ist. Bei einer Agitationstour entging er nur mit Noth dem Geschieß, von fanatischen Zentrumsanhängern in einen Teich geworfen und ertränkt zu werden. Ein Zentrumswähler sandte ihm durch die Post einen auf den Namen Bebel lautenden Stimmzettel zurück, nachdem er ihn vorher auf dem Abtritt in der ekelhaftesten Weise verunreinigt hatte. Und dieses abscheuliche Zentrumsgeißel mag es immer wieder, sich als christlich zu bezeichnen.

Der nationalliberal-kerikale Stichwahl-Anschand, unter Leitung des Grafen Posadowsky, wird nunmehr sogar von dem rheinischen Zentrumsblatt, der „Rheinischen Volkszeitung“, bestätigt. Das Blatt giebt folgenden Handelsbericht: „Soweit wir unterrichtet sind — und wir glauben hier gut unterrichtet zu sein — haben in Berlin zuerst Verhandlungen zwischen dem Abgeordneten Bachem und dem nationalliberalen Abgeordneten Paasche stattgefunden über die Frage einer gegenseitigen Unterstützung des Zentrums und der nationalliberalen Partei bei den

Stichwahlen, wobei wir dahin gestellt sein lassen, von welcher Seite der Anstoß zu diesen Verhandlungen gegeben worden ist. Ein allgemeines Kompromiß wurde dabei vom Abgeordneten Bachem abgelehnt, weil in gewissen Einzelfällen eine Unterstützung der Nationalliberalen durch das Centrum bei den Stichwahlen völlig ausgeschlossen sei wegen der kulturkämpferischen Haltung der betreffenden nationalliberalen Kandidaten vor den Hauptwahlen. Dagegen wurde eine Reihe partikulärer Kompromisse auf dem Boden der Gegenseitigkeit ins Auge gefaßt. Doch konnte Abg. Bachem keine Zusage machen, weil vom Vorstand der Zentrumsfraktion die Abgeordneten Schädler, Spahn und Bachem gemeinschaftlich beauftragt worden waren, bei allen Fragen in Sachen der Stichwahlen an Stelle des Vorstandes eine Entscheidung zu geben. — Zu diesem Zwecke reiste Abg. Bachem nach Leipzig.“ — Die Stelle, die den Anstoß gab, ist natürlich Graf Posadowsky. Die „Rheinische Volkszeitung“ giebt in schelmischer Rederei selbst die Möglichkeit zu, daß in der fraglichen Zeit auch eine Zusammenkunft zwischen dem Grafen Posadowsky und dem Abg. Bachem stattgefunden habe.“ Graf Posadowsky im Hüßerhemde vor dem gewaltigen Bachem, vor dem der heilige Paasche kniet, — nach Canossa brauchen wir wirklich nicht mehr zu gehen!

König Georg und sein Volk. Bei seinem Besuche in Meissen soll König Georg von Sachsen in der Antwort auf die Rede des Bürgermeisters gesagt haben: „Man wird mitunter irre an seinem Volke, aber ich bin es noch nicht geworden.“ — Ob König Georg auch einmal daran gedacht hat, ob das Volk nicht auch an der Regierung irre geworden sein könne, nachdem man es entrechtet hat.

Wenn Herr Richter an der Spitze des Zentrums stände, so würde er von Erfolg zu Erfolg schreiten. Also schreibt die „Rheinische Volkszeitung“ und Herr Richter drückt diese Pressstimme selbstgefällig ab. Die Politik des Zentrums ist die Politik der Achselträgererei und des Gierganges, des nichtswürdigsten Volksverraths und zugleich der raffiniertesten Demagogie. An der Spitze einer solchen Partei freilich wäre Eugen von Erlow zu Erfolg geeilt. Vielleicht bestimmt er sich noch auf seine alten Tage und wird katholisch. Seine Politik war ja oft genug zum katholisch werden.

Schutz „nationaler“ Arbeit. Einen pikanten neuen Beitrag zur Frage des Zusammenhanges zwischen Kartell und Handelspolitik veröffentlicht der „Handelsvertragsverein“ auf Grund von Beschwerden, die ihm aus seinen Mitgliederkreisen zugegangen sind, und zwar handelt es sich um schwebeliserne Köhren und gußeiserne Heizkörper. Für diese Artikel ist der Unterschied des Verkaufspreises in dem zollgeschützten Inlande und des Schleuderpreises nach dem Auslande ein so großer, daß sich in dem Grenzgebiete eines Nachbarlandes ein förmlicher Geschäftszweig für ausländische Firmen daraus entwickelt hat, solche Artikel zum billigen Exportpreise aus Deutschland zu beziehen und alsdann als ausländische Waare nach Deutschland wieder einzuführen, wobei trotz des bei der Einfuhr nach Deutschland zu zahlenden Zolles noch ein gutes Geschäft gemacht wird. Beispielsweise werden schwarze Köhre nach dem Inlande mit 70,5 bis 71 Proz., nach dem Auslande mit 10 Proz. Mehrerabatt verkauft, galvanisirte Köhre nach dem Inlande mit 66—67 Proz., nach dem Auslande mit 73—74 Proz. Dies ergibt für eine Ladung von 10 Tonnen einen Preisunterschied von 700 bzw. 1000 Mark zu Ungunsten des deutschen Fabrikanten. Der letztere ist danach in der Lage, durch Verkauf von exportirten Artikeln seinen Bedarf an deutschem Material auf dem Umwege in das Ausland mit einem Vortheil von 150 bzw. 250 Mark zu decken, soweit Frachtkosten u. s. w. günstig genug liegen, dieses Geschäft bewerkstelligen zu können. Aehnliche Verhältnisse bestehen auch für Träger, Fein- und Grobbleche und andere Materialien in der Metallbranche. Es liegt auf der Hand, in welchem eminenten Maße die ausländische weiterverarbeitende Industrie durch solche Schleuderpreise bei Hochhaltung der deutschen Inlandspreise der deutschen weiterverarbeitenden Industrie gegenüber künstlich begünstigt wird. Der Gewährungsmann des Handelsvertragsvereins schreibt von seinem ziemlich nahe an der Grenze gelegenen Bezirk: „Die hiesige Industrie leidet durch diese Umstände so sehr, daß sie bei weiterem Fortschreiten der Konkurrenz vom Auslande her auf diesem Gebietsgebiete vollständig verdrängt wird.“

Van Kroll. Der in Beuthen-Tarnowitz gewählte Reichstagsabgeordnete Kroll, der „schlichte Mann aus dem Volke“, entwickelt im „Kroll“ sein Programm. Auffallend ist in dieser Erklärung, daß Kroll auch nicht mit einem Worte des Zentrums Erwähnung thut, deßhalb doch beigetreten sich verpflichtet haben soll. Daß er mit den Polen fast sympathisirt, geht aus dem Satze hervor, daß er in erster Reihe für die Interessen der Arbeiter und nicht weniger für die Rechte des katholischen politischen Volkes eingetreten beabsichtigt.

sozialdemokratischen Bürgergenossenschaft nachfolgende Erklärung ab: „Wie wir erfahren haben, beabsichtigt man bei der jetzt eingetretenen Erledigung eines Senatsmitgliedes einen Vertreter der Kaufmannschaft in den Senat zu wählen. Die Erhöhung der kaufmännischen Mitglieder des Senats über die verfassungsmäßige Zahl hinaus halten wir für sehr bedenklich, auch wird ein solches Mitglied neben der Erledigung seiner Berufsgeschäfte der Staatsverwaltung seine Arbeitskraft nur in beschränkter Weise zur Verfügung stellen können. Unter diesen Umständen, und namentlich auch, weil die fortgesetzte Entwicklung unseres Staates auch immer größeren Anwachsen der Geschäfte der Staatsverwaltung bedingt, sind wir gegen die Wahl eines kaufmännischen Senators. Gätten Sie unseren Antrag angenommen, so würden wir im Gefolge desselben auf dem Wege der Verfassungsänderung beantragen, die Zahl der Senatoren um einen herabzusetzen und einen Senatssekretär an Stelle des Senators anzustellen, um so eine tüchtige Arbeitskraft an Stelle des ausgeschiedenen Senators dem Senat zur Verfügung zu stellen. Da das unmöglich gemacht ist, werden wir bei der heutigen Wahlhandlung weiße Stimmzettel abgeben und dadurch unserer Meinung noch besonders Ausdruck geben.“ (Bravo! links.) — Der von Obert erwähnte Antrag der sozialdemokratischen Fraktion, den die Bürgergenossenschaft ablehnte, lautete: „Die Bürgergenossenschaft erachtet den Senat als ihr Einverstandnis, damit, daß die Wahl eines Senatsmitgliedes über die gesetzliche Frist von 14 Tagen hinaus verlegt werde und demgemäß auch um Zustimmung des anliegenden Gesetzentwurfes. — Gesetz, betreffend die Verlängerung der Frist für die Wahl eines Mitgliedes des Senats. Die in § 1 des den Senat betreffenden Gesetzes für die Wahl eines Mitgliedes desselben bestimmte Frist wird für den gegenwärtigen Erledigungsjahr bis zum 1. Januar nächsten Jahres verlängert.“

Rechte Nachrichten.

Charlottenburg. Liebesdrama. In einem unbehauten Theile der Windmühlstraße erstickt Sonntagmorgen ein vierjähriger Mann ein vierjähriges Mädchen und dann sich selbst. Der Selbstmörder führte einen Handschein auf den Namen Friedrich Richter aus Kottbus bei sich.
Halle a. S. Wegen Unterschlagung im Amte und wegen Diebstahls wurde Freitag von der hiesigen Strafkammer der Postmeister Adolf Siege zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Der Mann hatte als Bahnbeamter — er fuhr zuweilen als Stellvertreter der Zugführer — Kollis geschleudert und daraus Fleischwaren und Butter entwendet. Der Ankläger wies

darauf hin, daß durch des Angeklagten Vorgehen untere Beamte und Bahnarbeiter in Verdacht gerathen wären. Beantragt war 1 Jahr Gefängnis.

Köln. Altes gestohlen. In einer Bonner Revisionssache wurden bei der hiesigen Staatsanwaltschaft sämtliche Alten gestohlen. Als des Diebstahls dringend verdächtig wurde ein Diener der Staatsanwaltschaft verhaftet, ferner ein Agent, der an dem Ausgang des Prozesses interessiert ist und den Diener zum Diebstahl verleitet haben soll.

Königswinter. Mutter und Tochter ertrunken. Die zehnjährige Tochter des Fabrikarbeiters Rüttsdorf in Niederpleis, welche Freitag Nachmittag aus dem Pleiserbach Wasser schöpfen wollte, fiel in den Bach und ertrank; die zur Hilfe herbeieilende Mutter ertrank gleichfalls. Letztere hinterläßt sechs Kinder.

Heilbronn. Beim Einsturz des Uebergangsstegs zur Badeanstalt hat nach der „Frankf. Ztg.“ die zehnjährige Tochter des Arbeiters Wörmer den Tod gefunden. Die Leiche wurde noch nicht geborgen. Die Verletzungen der übrigen Schulmädchen sind mit Ausnahme der einzigen ziemlich leichte. Vom Unglücksfall wurde eine ganze Klasse, die gemeinschaftlich ins Bad ging, betroffen. Die Badeanstalt ist polizeilich geschlossen. Die Ursache des Unglücks liegt in der schlechten Beschaffenheit der Tragbalken des Steges.

Büsching. In den Fluß geschleudert. In Buschlag wurden drei Männer, die auf einem Heubüsch lagerten, beim Fahren auf der Poschavino-Brücke infolge Umkippens des Fuhres in den reißenden Fluß geschleudert. Zwei wurden von den Wellen verschlungen, der dritte konnte sich retten, wurde aber irrsinnig, als er das Geschick der Kameraden erfuhr.

Petersburg. Eine große Feuersbrunst zerstörte in der Stadt Kirjatisch im Gouvernement Wladimir über hundert Häuser.

Santiago de Chile. Die Pest wurde in Valparaiso festgestellt; auch in Talcahuano sind einige Pestfälle vorgekommen.

Aus Nah und Fern

Die Sterbestunde des Menschen. Es gilt als ein Erfahrungssatz, daß das Sterben des Menschen in einer gewissen Abhängigkeit von den Tagesstunden steht, und zwar soll nach dem allgemein verbreiteten Glauben die Zeit zu Beginn und Schluß des Tages, also die Dämmerungsstunde, für das Menschenleben besonders verhängnisvoll sein. Ein Arzt hat schon vor geraumer Zeit genauere Untersuchungen darüber anstellen wollen und die Todesstunde von fast 3000 Personen verschiedenen Alters zusammengefaßt. Es ergab sich, daß die meisten Todesfälle zwischen 5 und 6 Uhr morgens geschehen waren, die wenigsten zwischen 9 und 10 Uhr

vormittags. Die Sterblichkeit betrug im ersteren Fall 40 Prozent über dem Durchschnitt, im zweiten Fall 6,5 Prozent darunter. Auch die Tageszeit zwischen 10 und 3 Uhr ergab niedrigere Beträge für die Sterblichkeit. Im ganzen genommen entfielen die meisten Todesfälle auf die Stunden zwischen 3 und 6 Uhr morgens. Ein anderer Arzt hatte Sterbetabellen von gegen 6000 Leuten zusammengestellt, und auch aus ihnen geht hervor, daß der Tod meist zwischen 1 und 8 Uhr morgens eintritt, sehr viel seltener von 1 Uhr nachmittags bis Mitternacht. Es könnte daraus der Schluß gezogen werden, daß die Sterbestunde in einem Zusammenhang damit steht, daß während der Nacht die Kranken in der Regel am schlechtesten gepflegt und genährt werden. Später hat dann der hervorragende Pariser Physiologe Charles Fere die Frage weiter untersucht und die Sterbestunde der in den zwei größten Pariser Krankenhäusern verstorbenen Personen zehn Jahre lang aufzeichnen lassen. Dieser Forscher hat jene Annahme nicht bestätigt gefunden, sondern vermag nur zu sagen, daß der Tod zwischen 7 und 11 Uhr abends etwas seltener einzutreten scheint, als zu anderen Zeiten des Tages. Wenn die Zahl der Todesfälle sich in der ersten Stunde nach Mitternacht als besonders hoch herausstellte, so war diese Thatsache vermutlich auf den Umstand zurückzuführen, daß die um Mitternacht abtretenden Wäiter ihren Nachfolgern möglichst viel Arbeit überließen. Schneider in Berlin ist durch eine Erhebung an 57 000 Todesfällen wiederum zu dem Schluß gelangt, daß die meisten Menschen zwischen 4 und 7 Uhr morgens sterben und die M:hrzahl der auf wirklichen Untersuchungen begründeten Ansichten stimmt auch mit diesem Satz überein.

Briefkasten.

G. e. St. d. S. Wenden Sie sich persönlich oder brieflich an das Arbeitersekretariat, Lübeck, Johannisstr. 46.

Lübecker Marktwette vom 4. Juli.

Bauern-Butter Pfd. 1,00 Mk., Meierei-Butter Pfd. 1,10 Mk., Gafen Std. — Mk., Enten Std. 3,— Mk., Gähner Std. 1,60 Mk., Küken Std. 1,20 Mk., Lauben Std. 0,50 Mk., Gänse Pfd. — Mk., Fliedgans — Mk., Schweinskopf Pfd. 0,50 Mk., Schinken Pfd. 0,95 Mk., Wurst Pfd. 1,20 Mk., Eier 10 Stk. 60 Pfg., Kartoffeln 10 Liter 50 Pfg., Karpfen Pfd. — Mk., Karauschen Pfd. 80 Pfg., Geckte Pfd. 60 Pfg., Barische Pfd. 60 Pfg., Mal Pfd. 0,30 Mk.

Schweinehandlung.

Hamburg, 4. Juli.

Der Schweinehandel verlief gut. Zugeführt wurden 1730 Stüd. Preis: Sengschweine — Mk., Verkaufschweine, schwere 48—49 Mk., leichte 50—51 Mk., Sauen 40—45 Mk. und Ferkel 48—50 Mk. pro 100 Pfund.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen.

H. T. V. und Festkomitee.

Dienstag, den 7. Juli, Abends 9 1/2 Uhr.

Nach kurzen aber sehrem Strafenlager entlassen am Sonntag den 3. Juli 1903, Nachmittags 5 Uhr, meine kleine

Magda im Alter von 6 1/2 Jahren.

Wilk. Körner nebst Familie. Ruhige Mädchen mit einem gr. Hund suchen zum 1. Oktober Wohnung. Angeb. u. B. H. an die Exp. d. Bl.

Kleines Haus in der Stadt zu verkaufen.

In einem in der Stadt d. Bl.

Ein feines Bad ist in Erbschaftsregulierung preiswerth zu verkaufen. Heintz, Soroc, Gr. Banzstr. 46, Telefon 812.

1 Stunde mit 9 reibuhnf. Bären zu verkaufen.

Durch J. H. H. zu verkaufen.

4 junge Hühner zu verkaufen Engelbergstraße 6, bei der Klammerei.

Wegen Umzug ein sehr neues rothes Bett billig zu verkaufen. Engelbergstraße 24, I.

Zu verkaufen 1 brauner Jagdhund - Rüde und brauner Jagdhund - Weibchen. Lüneburger Str. 100 Seite 2 Bl. Gahrer Weg 62, Langfuhr.

Ein kleiner grüner Beutel zu verkaufen. In der Nähe vom Eisenbahnpostamt Sonntag. Abzugeben Engelbergstraße 51, 2. Et.

J. Holzner, Löffler wohnt jetzt Krügerstraße 7, 1. Etz.

Hygen reinigen . 1,50, Federn reinigen . 1,50, 1 Jahr Garantie. Ang. Büttner, Hermannstr., Engelbergstraße 22. 24.

Alle Sorten Weine und Spirituosen auch im Klein-Verkauf nach Maßgabe.

J. Höppner, Seidenstraße 66.

Empfehlungs-Karten liefert prompt und sauber.

Backhandlung von Friedr. Meyer & Co. Johannisdamm 50.

Die Buchdruckerei

von

Friedr. Meyer & Co.

L Ü B E C K

Johannisstr. 50 • Johannisstr. 50

empfiehlt sich zur

Herstellung sämtlicher Buchdruckerarbeiten

in ein- und mehrfarbigem Druck.

Verlag des „Lübecker Volksbote“.

Anfertigung von

- Plakaten
- Broschüren
- Flugblättern
- Statuten
- Mitgliedskarten
- Eintrittskarten
- Programmen
- Festliedern.

Anfertigung von

- Briefbogen
- Couverts
- Rechnungen
- Quittungen
- Mittheilungen
- Adresskarten
- Circularen
- Visitenkarten.

Scherm's

Reisehandbuch

für wandernde Arbeiter.

Mit einer Eisenbahn- u. einer Straßenkarte — Preis 1,50 Mk. —

Backhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Empfehlungs-Karten

liefert prompt und sauber

Backhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 50.

Behandlung der Fabrik-, Land-, Hülfs- arbeiter u. Arbeiterinnen Deutschlands

(Bücherei Lübeck.)

Vervollständigung

am Dienstag den 7. Juli

Abends 8 1/2 Uhr

im Vereinshaus, Johannisstr. 50, 53

Tages-Ordnung:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Geschäftsbericht.
3. Anschlag.
4. Rechnungsabrechnung.
5. Verschiedenes.

Die Ortsverwaltung.

Konzerthaus Lübeck.

III. Spielplan

2. Juli bis 15. Juli 1903.

Neues Riesen- Programm.

!! 12 Attraktionen !!

u. u. täglich

Mr. Williams

„der Unerschütterliche.“

Anfang 8 Uhr.

Näheres siehe Anschlagtafel.

Vorzugskarten haben Gültigkeit.

Ein dunkler Punkt im Leben Lassalle's.

Um bedeutende geschichtliche Persönlichkeiten pflegt sich rasch, manchmal schon bei ihren Lebzeiten, ein Mythenkranz zu spinnen, den die historische Forschung später nur unter Schwierigkeiten zerreißen kann. Auch der große Begründer der sozialdemokratischen Agitation in Deutschland, Ferdinand Lassalle, ist von diesem Schicksale nicht verschont geblieben. Schon gleich in die achtundvierziger Anfänge von Lassalle's politischer Laufbahn ist eine Legende hineingebracht worden. Es ist des öfteren in Lassalle's Biographien der tiefe Eindruck ausgemalt worden, den Lassalle's Aussenrede auf die Richter gemacht haben soll. Aber aus genügend bekannten Gründen ist diese Rede niemals gehalten worden. Das vorgeschichtliche Gegenstück wird nun auch in der vielgelesenen Lassalle-Biographie behauptet, die der berühmte dänische Literaturhistoriker Georg Brandes in den siebziger Jahren veröffentlicht hat. Dieser Beweis von Unzuverlässigkeit allein würde schon genügen, um in Ermangelung anderweitiger Beweise den Verdacht nicht eben unberechtigt erscheinen zu lassen, daß Brandes auch in dem Fall eine Legende nach-erzählt habe, wo es sich darum handelt, auf welche Weise Lassalle zu der Aussenrederechtigung in Berlin gekommen ist, die ihm als rothen Republikaner bis zum Jahre 1857 gänzlich verweigert worden war.

Brandes erzählt, Lassalle habe sein zunächst bloß auf Grund einer Aussenrederechtigkeit vorübergehend erlaubtes Verweilen in der preussischen Hauptstadt durch Fürsprache hoher Gönner auf die Dauer gegen Ausweisung sicherstellen wollen. Alexander v. Humboldt habe eines Abends in Gesellschaft dem Polizeipräsidenten Hinkeldey eifrig zugeredet, Lassalle die Erlaubnis zu dauerndem Aufenthalt zu erteilen. Ein Zeuge des Gespräches, der sich ebenfalls unter den Gästen befand, hat mir erzählt, daß er deutlich gehört habe, wie Hinkeldey die Antwort gab: „Meinethalb gerne, ich habe nichts dawider, mir ist es ganz gleichgültig, aber der König will es durchaus nicht.“ „Wenn weiter nichts im Wege steht,“ antwortete Humboldt, „so übernehme ich's, den König umzustimmen.“ Er hielt Wort, und Lassalle blieb in Berlin. Auf Grund dieser Anekdote ist nun gegen Lassalle der Vorwurf un-demokratischen Verhaltens erhoben worden. Indes, ehe man über seine Handlungsweise in dieser Angelegenheit aburtheilen konnte, mußte erst einmal festgestellt werden, ob an der ganzen Geschichte überhaupt ein wahres Wort sei. Und sie hatte einen Haken, der sie höchst verdächtig und unwürdig erscheinen ließ. Lassalle ist 1857 nach Berlin über-gesiedelt: Jahr und Tag, nachdem Polizeipräsident Hinkeldey, im Duell gefallen war (+ 10. März 1856) — derselbe Hinkeldey, bei dem Humboldt sich für den bereits in Berlin befindlichen Lassalle verwandt haben soll! Bis ganz vor Kurzem stand also die Sache so, daß man Mehring unbedingt recht geben mußte, wenn er sich in seiner Ausgabe der Lassalle'schen Briefe an Marx und Engels über die strittige Frage dahin zusammenfaßte: „Kann also sonst kein positiver Beweis dafür erbracht werden, daß Lassalle durch die Vermittelung Humboldt's die Gnade des Königs angerufen hat, so muß sein Andenken von diesem Vorwurfe gänzlich entlastet werden.“

Ganz leztlich ist nun zur Aufhellung dieses dunklen Punktes in Lassalle's Biographie Material beigebracht worden, das endgültig Klarheit schafft. Im Juniheft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht F. Wailen eine Reihe von Schriftstücken, die denn nun ein für allemal beweisen, daß Lassalle während der Jahre 1855—59 zwar nicht den König, wohl aber seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, Minister und vor Allem den Polizeipräsidenten Hinkeldey mit Gesuchen und Bittgängen befürtet hat, um seinen Wohnsitz dauernd in Berlin rechnen zu können. So mag denn auch an jener Anekdote bei Brandes soviel wahr sein, daß sich Humboldt thatsächlich bei Hinkeldey und beim König für den rothen Freund verwandt hat. Der Gewährsmann von Brandes braucht nur darin geirrt haben, daß er das Ein-

treten Humboldt's zu spät ansieht und ihm einen Erfolg zuschreibt, den es nicht gehabt hat. Denn auch Lassalle's persönliche Bemühungen führten nicht zum Ziel. Das einzige, was er durchsetzte, war schließlich 1857 die Erlaubnis, zu einer Augenkur bei Graefe und zur Drucklegung des Verakt's einige Monate in Berlin verweilen zu dürfen. Er mußte nachher ständig darauf gefaßt sein, ausgewiesen zu werden, da alle Versuche umsonst waren, bis dann 1859 der Beginn der sogenannten „Neuen Aera“ den kleinlichsten Polizeistützen der Hinkeldey'schen Zeit ein Ende machte.

Ist somit dieser dunkle Punkt in Lassalle's Leben aufgehellt im dem Sinne, daß kein Zweifel mehr über die wesentlichen Thatsachen obwalten kann — es bleibt doch ein dunkler Punkt, insofern die Affäre auf die sonst so lichte Gestalt des großen Volkstribunen immer einen färbenden Schatten wirft. Es wäre freilich ganz pharisäerhaft, über Lassalle wegen seiner Bittstellerei den Stab brechen zu wollen. Dazu wäre höchstens berechtigt, wer sich in derselben Situation, wie Lassalle in seiner Düsseldorf'ser Zeit, selber einmal befunden hätte, ohne schwache Augenblicke zu haben. Lassalle hatte in dem Düsseldorf der Reaktionszeit in höherem Maße Grund sich verbannt zu fühlen, als die nach England ausgewanderten Kampfgenossen von 48. „Ihr seid nicht erlöst, ich bin es!“ ruft er ihnen in jenem Briefe an Marx zu, worin er unterm 26. April 1857 seine baldige Ueberriedelung nach Berlin anzeigt, „denn ihr seid doch viele der alten Kampf- und Genüßgenossen in einer Stadt zusammen! Aber ich lebe von jetzt alle diese Jahre hindurch so ganz allein, ganz vereinsamt von den früheren Waffenbrüdern, der letzte der Mohikaner, wie ich mich in einem Anfall von Sentimentalität nannte. Das ist wirklich auch sehr hart! Denn wenn ich von der Arbeiterklasse absehe, die ihr Herz und ihren Sinn nicht nur gesund und frisch bewahrt, sondern seitdem auch sehr entwickelt hat, so herrscht noch immer und mehr denn je unter den sogenannten gebildeten Leuten dieselbe Scheuheit, dieselbe Angst, dasselbe Sich-Verstellen wie früher. Kaum ein bis zwei Ausnahmen giebt es davon. . . . Auf die Länge der Zeit wird es ein Herzensbedürfnis, sich einmal im Kreise von Gleichgesinnten und Gleichgebildeten zu rekreiren! Dieses Herzensbedürfnis empfinde ich schon lange, lange. . . . Menschlich ist es also jedenfalls recht begreiflich, wenn Lassalle in seinem mächtigen Verlangen nach Anregung und Betätigung sich dahin vergaß, was er ein Recht hatte zu fordern, bei dem berichtigten Hinkeldey als Gnade zu erbitten.“

Die Art aber, wie Lassalle das macht, könnte einem fast über die peinlichste Seite hinweghelfen. Um zu schweigen von dem berechtigten Selbstbewußtsein, womit Lassalle von sich selber spricht, sicher hat niemals ein Polizeiminister so blutigen Hohn in so verbindlichen Worten ahnungslos über sich ergehen lassen, wie das Hinkeldey durch Lassalle geschehen ist. Hier passen die Platen'schen Verse, als wenn sie darauf abgesehen wären:

„Im Dunkel muß der Geist sich bergen,
Damit's die Blöden nicht versteh'n.
Dann mag er mitten durch die Schergen
Wie ein erhab'nes Wesen geh'n.“

Zu den Blöden gehört trotz seines Professorenstandes auch der Herausgeber der Urkunden, Herr Wailen. Er verkennt den bestehenden Sarkasmus, womit Lassalle dem Hinkeldey so polizeiwidrige Eigenschaften wie Liebe zur Wissenschaft u. s. w. zuschreibt, für naive Schmeichelei. Er hält „den Brief in seinem Kern für aufrichtig und wahr“ und ahnt es auch noch nicht, wenn am Schluß „die bekannte Humanität Ew. H., Ihre hohe Liebe zur Wissenschaft und bekannte Begünstigung wissenschaftlicher Leistungen und endlich die weiße Umficht Ew. H.“ gepriesen wird. Was Lassalle von Hinkeldey hielt, hätte Herr Wailen an mancher Stelle in Lassalle's Werken ersehen können. Was er im Allgemeinen von der preussischen Polizei hielt, hätte

ihm der zitierte Lassalle'sche Brief an Marx zeigen können, worin die leitenden Geister der heiligen Germaniabund mit göttlicher Grobheit als „Schafe“ bezeichnet sind. Höher hat Lassalle offenbar auch Hinkeldey nicht eingezigt. Hinkeldey hat ja auch sicher so wenig, wie heute Herr Wailen, den Braten gerochen, sondern Alles für baare Münze genommen. Der Grund, warum er trotzdem auf Lassalle's Wünsche nicht eingehen wollte, lag zweifellos darin, daß Lassalle in dem Schreiben sich „von der Niedrigkeit, irgendwelche Apostasie oder Gesinnungsänderung zu erheucheln, himmelweit entfernt“ erklärte. An das Ergebnis dieses Beweises von Ueberzeugungstreue, der den üblen Eindruck der Bittstellerei wiederum und nun bis auf ein Minimum reduziert, mag Lassalle wohl gedacht haben, er als im „Franz von Sickingen“ Gutten die Worte in den Mund legte:

„Vielleicht hätten sie
Mir doch ein still' Nihil geschenkt; jedoch —
Sie wissen, daß ich selbst nicht ruhen kann!
Ich kann nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht
Mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen!“

Soziales und Parteileben.

Streiks und Lohnbewegungen. Die Innungsmeister in Eisenach haben sämtliche Verbandsmänner ausgesperrt, weil die Verbandsleitung die Sperre über den Meister August Stein nicht aufhob.

Tarifverträge und Sommerurlaub. In den letzten Wochen sind in mehreren Städten zwischen Brauereiarbeitern und Brauereien Tarifverträge abgeschlossen worden, durch die den Arbeitern bei Bezahlung des Lohnes ein Sommerurlaub von einigen Tagen gesichert wird. Wenn es sich hier auch meistens nur um drei Tage Ferien handelt, so haben doch die Arbeiter hier wenigstens den Vortheil, daß sie die freien Tage als ihr gutes Recht in Anspruch nehmen können. Für den Anfang ist dies Zugeständnis gewiß ein nicht zu verachtender Fortschritt. Wenn die Arbeiter in anderen Berufen sich gleichfalls bemühen, Tarifverträge abzuschließen, die einen Sommerurlaub zugestehen, so wäre es wohl möglich, die Arbeiterferien weiteren Kreisen der arbeitenden Bevölkerung zu gute kommen zu lassen, und mit der Zeit wird man es denn auch gewiß erreichen, daß die Erholungsurlauben verlängert werden.

Arbeitslosenabfertigung. Nach dem Ergebnis der Mittwochs in Stuttgart vorgenommenen Arbeitslosenabfertigung waren gänzlich arbeitslos 189 männliche und zwei weibliche Arbeiter. Verkürzte Arbeitszeit wurde festgestellt bei 27 männlichen Personen. Als Ursache der Arbeitslosigkeit wurde angegeben in 42 Fällen Krankheit, in 136 Fällen Kündigung, in 271 Fällen Streik oder Aussperrung. Sonstige Ursachen 42.

Ohne Arzt wird leider die sozialdemokratische Reichstagsfraktion bleiben. Unsere neuliche Meldung, der in Göttingen gewählte Genosse Dr. Hugo Lindemann sei Mediziner, trifft nicht zu. Genosse Lindemann hat Philosophie und Nationalökonomie studiert.

Ueber die tägliche Arbeitszeit der in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Niddorf beschäftigten Arbeiterinnen hat der Gewerbe-Rath Hartmann Ermittelungen ange stellt, deren hauptsächlichste Ergebnisse folgende sind: In 4752 Betrieben, von denen 2753 auf das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe entfallen, waren 63 264 Arbeiterinnen beschäftigt und zwar 25 850 in 1832 Betrieben mit 9stündiger Arbeitszeit und darunter 30 413 in 2391 Betrieben zwischen 9 und 10 Stunden, 7001 in 489 Betrieben 10 bis 11 Stunden. Eine Mittags-pause von 1—1½ Stunden hatten 19 249 Arbeiterinnen in 1944 Betrieben, 1½—2 Stunden 3583 in 475 Betrieben. Die Durchschnittsarbeitszeit beträgt 9½ Stunden.

Ueber mangelnde Arbeitsgelegenheit wird von den Konditorgehilfen geklagt. Nach den letzten statistischen Aufnahmen im Konditorgewerbe kommen auf 100

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

56. Fortsetzung.

„Woran Sie bis dahin gezwweifelt haben. Es freut mich wenigstens, Herr Direktor, daß Sie, wenn ich morgen Habsburg verlasse, kein so hartes Urtheil über mich fällen werden, als das bisher vielleicht der Fall war. Ich habe Ihnen doch wenigstens bewiesen, daß ich nicht bloß zum Stahle-hinaustragen zu verwenden bin, und daß Sie mir die Rolle des Gildenspern mit recht gutem Gewissen hätten anvertrauen können.“

„Mein lieber Herr Rebe“ („Lieber“ Herr Rebe hatte er ihn noch nie genannt), sagte der Direktor wirklich etwas verlegen, „es — es thut mir in der Seele leid, daß wir es nicht früher einmal mit einer etwas bedeutenderen Rolle versucht haben! Halten Sie sich nur heut Abend tapfer; das Publikum ist noch merkwürdig still, aber verlieren Sie den Muth nicht, es geht doch vielleicht noch gut.“

„Mit ein klein wenig Nachsicht hoffe ich mein Versprechen zu lösen“, sagte Rebe; „aber das Orchester beginnt schon wieder. Entschuldigen Sie, Herr Direktor, ich komme nachher von der andern Seite, und möchte noch einen Blick in meine Rolle werfen.“

„Bitte, lassen Sie sich um Gottes willen nicht fören!“ Der Direktor war die übertriebene Höflichkeit. Er konnte sich selber nicht wieder, und Peters ging immer hinten auf dem Theater auf und ab und schüttelte mit dem Kopf. So etwas war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Hinter der Szene stand Pfeffer als Todengräber mit dem Geißel.

„Nicht Ihr was Venus, Barthel?“

„Nichts, mein Prinz“, erwiderte Barthel mit den

Worten des Gildenspern, „außer daß die Welt ehrlich geworden.“

„So will ich's Euch sagen“, rief Pfeffer, „in dem Rebe steckt ein Schauspielerei!“

„Es brauchte kein Todengräber vom Grabe herzukommen“, zitierte Barthel weiter, nur mit einer Veränderung des Textes, „und das zu sagen — aber was für einer, ist die Frage.“

„Ein tüchtiger, waderer Schauspieler!“ rief Pfeffer in Eifer. „Hol' mich der Teufel, der Pandor reicht ihm das Wasser nicht in der Szene.“

„Dah“, sagte Barthel, der von der Schauspielerei ganz eigene Ideen hatte, „er sprach den Hamlet etwa gerade so, als ob Sie oder ich einen Geist gesehen hätten und außer sich wären — von Kothurn keine Spur — man darf doch nie vergessen, daß man auf dem Theater ist!“

„Ich will Ihnen was sagen, Barthel“, meinte Pfeffer. „Sie sind ein Geißel und verstehen vom Hamlet gerade so viel wie der Peters.“

„Ich will Ihnen was sagen, Pfeffer“, erwiderte Barthel, „wir sind gute Freunde, aber Sie brauchen deshalb nicht gleich so groß zu werden.“

„Ruhe da hinten, es geht an!“ rief der Inspektor aus der Koulisse heraus, und im nächsten Augenblick ging der Vorhang wieder in die Höhe.

In der zweiten Szene erreichte der neugeworbene Gildenspern mit seiner biden Wade einige Heiterkeit, denn der Regisseur hatte ihn nicht mit angemeldet; aber das Publikum beruhigte sich bald darüber, denn Meier, als welcher er halb erkrankt wurde, war eine zu beliebte und allbekannte Persönlichkeit in der Stadt, für deren bestes Bier er als Orakel galt, als daß man ihn irgend hätte kränken mögen. Außerdem lag es auf der Hand, daß er nur aus Gefälligkeit in Rebe's Rolle eingetreten sei. Der Vorhang lachte aber, daß er sich zurückzuziehen und sein Gesicht mit dem

Euch bedecken mußte, und Meier warf ihm einen vortwurs-vollen Blick zu.

Der zweite Akt ging wieder so ruhig vorüber, als der erste. Nicht einen einzigen Applaus bekam Hamlet, obgleich die Zuschauer doch bei Fräulein Bellachini bewiesen hatten, daß sie applaudiren konnten. Peters ging am den Direktor herum.

„Herr Direktor!“

„Ja, Peters.“

„Der Rebe macht seine Sache gar nicht so schlecht; soll ich einmal wieder in's Parterre hinunter und vielleicht mit einer Kleinigkeit . . .“ — er zeigte dabei seine zwei horn-harten Fäuste.

„Um Gottes willen, Peters!“ rief der Direktor erschreckt. „Rebe ist in dem Akt viel schwächer, als im ersten — ein einziges verkehrtes Weisheitszeichen, und der Teufel geht am Ende los! Wir wollen Gott danken, wenn wir die Sache ruhig zu Ende bringen!“

„Wie Sie meinen; manchmal hängt's aber nur an einer Kleinigkeit.“

„Ja wohl thut's das“, rief der Direktor, „und wir wollen es selber nicht muthwillig heraufbeschwören! Die Heidenangst, die ich heut Abend ansähe, werde ich überhaupt im Leben nicht vergessen!“

Als der Vorhang fiel, regte sich Niemand. Selbst der Gebirgshüter hielt sich, einen zweiten Versuch zu machen, da der erste so gründlich mißglückt war. Rebe schien etwas besonnen, denn die übrigen Schauspieler wichen ihm aus, aber er suchte seiner Furcht Herr zu werden.

Fräulein Bellachini tanzte wieder in diesem Zwischenschnitt und Rebe benutzte die Zeit, um indeffen hinter der Bühne mit dem Saertes, einem jungen, ganz geschickten Schauspieler, die Anekdote zu erzählen, die wenig einzunehmen, da diese in der Aufregung besonders schmerzhaft hat und leicht über-traglich wird. Rebe selber wußte übrigens vortrefflich mit der

Angebote nur ungefähr 50 zu besetzende Stellen. Der Grund zu diesem Mangelverhältnis liegt hauptsächlich in der geringen Vermehrung der Konditoreien, die mit der Vermehrung der Bevölkerung durchaus nicht Schritt hält. In Berlin zum Beispiel wird für das letzte Jahrzehnt im Verhältnis zur Zunahme der Bevölkerung eine Abnahme der Konditoreibetriebe festgestellt. Meist betreiben die Bäcker die Konditorei im Nebenbetriebe und sie stellen denn auch nur Bädergehilfen ein. Selbst die tüchtigsten Gehilfen müssen oft monatelang auf Stellung warten. Außerdem haben die Konditiergehilfen stark unter der Konkurrenz der Frauen und Mädchen zu leiden, die in den Schokoladen- und Konfiturenfabriken beschäftigt sind.

Ein selbstfames Urtheil. Ein Fabrikant K. in Neersen, der bisher alle Strafgelehrten, die seinen Arbeitern wegen Zuspätkommens in Abzug gebracht wurden, gemäß den Bestimmungen der Gewerbeordnung der Fabrikantenkassette überwiesen hatte, fügte seiner Arbeitsordnung einen Nachtrag zu, laut welchem er berechtigt sei, die Strafgelehrten als Schadenerlass für sich zu beanspruchen. Dieses Verfahren wurde von Seiten des Gladbacher Gewerbeinspektors für unzulässig erklärt, und so mußte sich das Schöffengericht in Wierzen mit der Sache beschäftigen. Das Gericht folgte in seinem Urtheil den Ausführungen des Gewerbeinspektors, daß es sich hier nicht um Schadenerlass, sondern um Verdnungsstrafen handle, und verurtheilte den K. wegen Vergehens gegen § 134 der Gewerbeordnung zu 100 Mark Geldstrafe. K. berichtigte sich nicht bei dem Urtheil. Er legte Berufung ein und erzielte schließlich vor der Strafkammer in Krefeld ein freisprechendes Erkenntnis. In dem Urtheil wurde ausgeführt, daß es sich nicht um ein Vergehen gegen § 134 der Gewerbeordnung handeln könne. Es stehe im Belieben des Unternehmers, mit seinen Arbeitern dahingehende Verträge abzuschließen, laut welchen er berechtigt sei, die Strafgelehrten als Schadenerlass zu bezeichnen und für sich zu verwenden. Erscheine der Schadenerlass des Arbeiters zu hoch, so könnten sie beim Gewerbegericht klagen. Hoffentlich melde der Staatsanwalt, der sehr scharf für Berwertung der Verurteilung eintrat, Revision gegen das Urtheil ein.

Die Sozialdemokratie in Rärnten. Selbst in diesem entlegenen Alpenlande hat sich die Sozialdemokratie bereits mächtig entwickelt. Am Sonntag vor acht Tagen feierten die Parteigenossen von Willach und mit ihnen die organisierte Arbeitererschaft ganz Rärnten's den 25. Gedenktag der Gründung des ersten sozialdemokratischen Arbeitervereins in Willach. Die Stadt war festlich geschmückt, die Frühzüge brachten Theilnehmer aus allen Enden des Landes, es fand ein Umzug durch die Straßen statt, kurz es war ein Volksfest, an dem fast die ganze Stadt theilnahm. Viktor Adler-Wien hielt die mit großer Begeisterung aufgenommene Festrede.

Eine sozialistische Siegesfeier in Amerika. Die Newyorker Organisation der sozialdemokratischen Partei Amerikas hat anlässlich der deutschen Wahlen eine große Siegesfeier veranstaltet. Das Fest wurde am Abend des Wahltages abgehalten, und es hing immerhin überraschend, daß die Theilnehmer der Versammlung schon um 11 Uhr Nachts den Ausfall der Wahlen ziemlich genau erfuhr, also zu einer Tageszeit, da in Deutschland selbst erst einige Minuten aus großen Städten bekannt waren. Die Newyorker Genossen, die um Mitternacht aus der Versammlung heimgingen, konnten bereits die herrlichen Nachrichten aus Berlin, Stuttgart und dem Rheinland, waren also besser daran, als die Arbeiter Deutschlands, die mit ihrer unbefriedigten Ungeduld schlafen gehen mußten. Die Sache erklärt sich natürlich ganz einfach aus dem großen Zeitunterschied zwischen Newyork und Mitteleuropa. Die deutschen Genossen, die die langsame Sonne des 17. Juni erwarten mußten, waren über daran als die Newyorker, denen die geschwindere Kugelbewegung die Nachricht brachte. Während der „Vorwärts“ am 17. Juni 37 eroberte Mandate anging, verzeichnet die Nummer der „Newyorker Volkszeitung“ gleichen Datums bereits 49 Mandate aus einer Menge Stichwahlen. Der Bericht über die Festveranstaltung giebt ein lebendiges Bild der Solidarität, die die Sozialisten aller Länder anführt. Die Theilnahme der Sozialisten der Vereinigten Staaten an den deutschen Wahlen war, wie die „Volkszeitung“ berichtet, außerordentlich stark. Schon viele Tage vorher hatten die Organisationen in allen Theilen der Union mit der Rehabilitation Abmachungen getroffen, um die Kabeleinrichtungen sofort weiter telegraphisch oder telephonisch zu erhalten. Auch einzelne Genossen ließen sich dieselben Kabeleinrichtungen machen. In der Redaktion ging es in der Nacht regnerisch lebhaft zu. Ununterbrochen kamen und gingen

Mitglieder der Partei, die die frohen Botschaften aus dem alten Vaterlande mit freudestrahelnden Blicken entgegennahmen und sich beeilten, die herzerhebende Nachricht von den großen Siegen der deutschen Genossen unter Freunden und Bekannten zu verbreiten. Depeschenboten liefen hin und her und über das Telephon kamen fortwährend Anfragen aus nah und fern von enthusiastischen und ungebildig harrenden Genossen, die wissen wollten, wie die Wahlen in Deutschland ausgefallen seien, und allen wurde die frohe Botschaft wieder und immer wieder mitgetheilt. Auch die Brooklyn Genossen waren in großer Anzahl versammelt, um ebenfalls die Berichte der „Volkszeitung“ mit großem Jubel entgegenzunehmen.

Aus Nah und Fern.

Typhusverbreitung durch Butter. Im Institut für Infektionskrankheiten in Berlin ist, wie die „Deutsch-med. Wochenschr.“ berichtet, Dr. Carl Bruch der Prüfung der Frage näher getreten, wie es sich mit der Verbreitung des Typhus durch die Milch verhält. An und für sich ist die Gefahr der Typhusverbreitung durch Butter viel größer, wie die durch Milch, weil die Butter fast immer in rohem, nicht abgekochtem Zustande genossen wird. Um die natürlichen Verhältnisse möglich nachzuahmen, und um die in die Milch gelangten Typhuskeime auf ihrem gesammten Wege bis in die Butter bakteriologisch zu verfolgen, stellte sich der Forscher im Laboratorium gleichsam einen kleinen Butterbereitungsbetrieb her, indem er Milch mit Typhuskeimen infizierte und dieselbe dann ausbutterte. In dieser Butter wurden 27 Tage lang lebende Typhuskeime nachgewiesen. Des weiteren ahmte Bruch den Vorgang nach, daß in einer Molkerei durch Waschen einer mit Abgängen eines Typhuskranken beschmutzten Wäsche etwas Typhusmaterial in einen Brunnen gelangte und mit diesem Wasser alsdann die zur Typhusbereitung dienenden Gefäße gespült werden. Er suchte zu entscheiden, ob auf diese Art eine Butterinfektion stattfindet und es ergab sich, daß einfaches Ausspülen der zum Buttern benutzten Gefäße mit dem kochenden Wasser genügt, um Typhusbazillen in der Butter auftreten zu lassen. Manche Typhusfälle, deren Ursache dunkel ist, dürften demnach auf die Butter zurückzuführen sein. Vorbeugungsmittel dagegen sind: Jodlösung der Extrakt, peinliche Desinfektion ihrer Abgänge einerseits, sanitätspolizeiliche Deaufsichtigung der Molkereien andererseits.

Eine famose Polizei bezieht doch die Stadt Magdeburg. Als das amtliche Stichwahlresultat bekannt war, hielten es die Geschäftsangestellten der „Volksstimme“ für notwendig, dasselbe möglichst schnell weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die in der Stadt umlaufenden Gerüchte von einer Anfechtung der Wahl erweckten auch ein schnelles Handeln. Der Bequemlichkeit wegen wurde gleich ein Abzug der Polizei, die Nachmittags in der Zeitung stehen sollte, wie auch bei anderen Zeitungen üblich, dazu verwendet und dieser innerhalb eines Schamfensters der „Volksstimme“ angeleitet. Niemand von den Geschäftsangestellten glaubte, daß dabei irgend etwas Straffbares sein könnte, zumal sie doch alle schon über mehr oder weniger Gesetzeskenntnis verfügten. Umso mehr verwunderten sie sich, als am Mittwoch Nachmittag nach 5 Uhr der Herr Kriminalinspektor Schmidt in der Buchhandlung erschien und im Auftrage des Polizeipräsidenten den verblüfften Dreißigjährigen erklärte, er müsse das Stück „Volksstimme“ beschlagnahmen, weil — wie der Polizeipräsident persönlich gesehen habe — kein Drucker und Berleger unter dem Abzug vorhanden sei! Obwohl der Genosse Pistorius leisen Zweifel hegte, daß es mit der Beschlagnahme ernst sei, bestand Herr Inspektor Schmidt thatsächlich auf die Beschlagnahme. Es blieb also nichts weiter übrig, als den Abzug zu entfernen. Aber wie? Genosse Pistorius nahm nun ein Lineal und schabte den Abzug von der Fensterscheibe ab, wobei natürlich der ganze Abzug in Fetzen ging. Klaffes Entsetzen bei den Herrn Polizeipräsidenten. Schnell eingeschlossen sammelte Herr Schmidt sorgfältig die Fetzen, um sie nach dem königlichen Polizeipräsidenten zu schaffen. Was nun weiter geschieht, wird die Folgezeit lehren.

Fünf Monate Gefängnis wegen Nichterlebens von Leittungsmitgliedern der Invalidenversicherung hat der Badermeister Wilhelm Rathe von Hannover in der Strafkammerurtheil erhalten. Rathe hat in der Zeit vom 1. April 1901 bis zum April 1902 dem bei ihm beschäftigten Badergehilfen Druse keine Marken in die Invalidenkarte gesteckt, ihm aber bei jeder Lohnzahlung die entsprechenden

Lohnabzüge gemacht. Diese empfindliche Strafe dürfte für manchen säumigen Arbeitgeber eine Warnung sein.

Ein Schmutz mit dreifachten Hund. Die Schmutzler bereiten, wie aus Eydtkuhnen berichtet wird, den Grenzsoldaten immer neue Schwierigkeiten. Jetzt sind sie auf die Idee verfallen, zum Schmutz dreifache Hunde zu verwenden. Die Thiere werden meist am Abend mit aufgeschmalten Spiritusbüchsen losgelassen und erreichen so fast ausnahmslos ihr Ziel. Das Abfangen oder Wegschleppen der Hunde ist mit Schwierigkeiten verknüpft. Manmehr versucht die russische Grenztruppe, die Thiere zu vergiften, um so auch diese Art des Schmutzels zu unterdrücken.

Der arme Grimpe! Zu einer Frau in einem Vororte in der Nähe des Glaskönigs von Hege (Gerresheim) kam ein biederer Bäckermeister und fragte, ob der Mann der Frau für den Sozialdemokraten Grimpe gestimmt habe. Die Frau solle doch nur ja ihren Gatten bestimmen, den Zentrumsmannt Kirsch zu wählen. „Denn wenn Grimpe gewählt wird, dann kommt der Zukunftsstaat und dann darf Grimpe bei jeder Frau nachts schlafen und jede Frau müsse sich den gefallen lassen.“ Diese Nachricht wird uns allen Erntes von einem Parteigenossen übermittelt, schreibt unser Elbterbater Parteigenosse. Vermuthlich hatte der ultramontane Agitator selber Lust, schon vor der Wahl „Grimpe zu spielen“.

„Diese gewohnheitsmäßige Mißhandlung der Rekruten durch die alten Leute artet zu einem Terrorismus aus, der entschieden durch exemplarische Strafen unterdrückt werden muß!“ Also äußerte sich der Vertreter der Anklage in einem Prozeß, der vor dem Oberkriegsgericht des 8. Armee-Korps zu Koblenz stattfand. Es war eine alte Geschichte. Ein Rekrut hatte sich geweigert, für einen „alten Mann“ Stiefel zu wischen, und wurde darauf durch drei „alte Leute“ in dunkler Stube mit Knoppschellen mißhandelt. Trotzdem der revidierende Leutnant bekundete, daß er den Mißhandelnden schmerzlich schmerzen hörte, sagte der Mißhandelte, Rekrut Schmidt, aus „die Schläge hätten nicht wehe gethan.“ Der im zweiten Jahre dienende Musiketier Bauer antwortete auf die Frage des Verhandlungsleiters: „Ob denn meine, er habe die Befugnisse eines Vorgesetzten: „Die Rekruten müssen gehorchen, wir wurden auch ge-schlagen als Rekruten, wenn wir den „alten Leuten“ nicht gehorchten! Wir mußten als Rekruten die ganze Nacht Stiefel wischen und bekamen noch Schläge dabei!“ Die Revision gegen das Urtheil der ersten Instanz, das den Musiketier Krings vom Infanterie-Regiment Nr. 65 in Köln, wo die Mißhandlung vorgekommen war, zu 27 Tagen strengen Arrest verurtheilte, wurde vom Oberkriegsgericht verworfen.

Budapest. Ein ländliches Sittenbild aus Ungarn. Der Kutscher eines Grundbesizers in Lento, Namens Szabo, der mit der Frau seines Dienstherrn ein Liebesverhältnis unterhielt, dem ein Zwillingsspaar entsprossen ist, wurde von Gendarmen wegen Diebstahls verhaftet. Vor seiner Abführung bat Szabo die Gendarmen, nochmals in das Haus treten zu dürfen, um seine Habseligkeiten zu holen. Dort tödtete er die im Bett liegende Frau und deren Zwillinge. Nur mit Mühe konnte der rasende Mörder überwältigt und abgeführt werden.

Paris. Ein wüthend gewordenes Nasshorn tödtete im „Jardin des Plantes“ seinen 70jährigen Wärter, indem es ihm mit dem Horn den Unterleib aufschlugte.

New York. Bei der Explosion in dem der Union-Pacific-Bahn gehörigen Bergwerk Hanna (Wyoming) am 30. Juni, deren Ursache schlagende Wetter waren, wurden zufolge einer Meldung der „Daily Mail“ 234 Bergleute getödtet, 106 davon waren Finnländer, 50 Neger, die übrigen Amerikaner. 46 wurden gerettet.

Urtheil in dem amerikanischen Sklavereiprozeß. Vor dem Gericht in Montgomery bekannten sich 2 von den Angeklagten schuldig und wurden zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt, weil sie Neger gegen ihren Willen und mit Anwendung von Gewalt zur Arbeit gezwungen hatten. Der Richter sagte bei Abgabe des Urtheils: „Wehrlose Leute, die sich kein Vergehen zu Schulden kommen ließen, wurden vor Gericht geschleppt und unter Beihilfe der Friedensrichter ihrer Freiheit beraubt, zur Arbeit gezwungen und grausam geschlagen.“ Die Untersuchung gegen die übrigen Angeklagten ist bis auf den 6. Juli vertagt worden. Es werden an diesem Tage, wie den „Times“ gemeldet wird, die Fälle zur Sprache kommen, in denen Neger zu Tode geprügelt wurden.

Stuhlwaffe anzuwenden, und da sich kein Gegner auch alle Nähe damit gegeben hatte, ging es recht gut.

Jetzt kam der dritte Akt — kam die Szene mit der Mutter, und Rebe entwickelte da eine so tolle Kraft und Hitze, die Sprache, daß sich im Publikum immer mehr ein Gefühl zu regen begann, er habe doch am Ende wohl einen Beifall verdient, aber jeder schenkte sich noch, den Anfang zu machen.

Die Szene spielte er durch, von Anfang bis zu Ende, ganz richtig, und lobte sich das Publikum dabei, denn der erste Rang hält es gewöhnlich für unter seiner Würde, zu applaudiren. Es grüßte auch die Glanzrede, die er sehr gut, und wie dort da der Schauspieler in Betracht kommen, der als seine Kräfte heraus gezeigt hat, seiner Kräfte zu gedenken, und dem das Publikum durch nicht, nicht weiter auf der Welt leben kann, als ungeschicklichen Beifall!

So kamen die letzten Worte:

„Nun, Mutter, gute Nacht — der Rathgeber da ist jetzt sehr still, gehen und ernt für mich.“ Der jetzt ein schmerzlicher aller Schwächer war. „Nun, Herr — ich muß mit Euch ein Ende machen — Gute Nacht, Mutter.“

„Aber das heißt, „Gute Nacht, Mutter“ sprach er so ergriffen, so wunderbar wahr, daß dem kleinen Jermann die Tränen in die Augen traten.

„Nun, meine Hand reißt sich.“ Jetzt aber hielt sich Jermann nicht länger. Seine Hand reißte er schon lange vorher, um zu zeigen, daß er nicht mehr zu sein — jetzt hat er ein, und wie der erste Schuß durch das Herz lag, war es, als ob ein Hammer geschlagen wäre, der bis tief in die Sehnen gedrungen hätte.

„Guten Nacht, Mutter!“ sagte er, die letzten Worte, die er sprach: „Das ganze Haus lachte für-

lich vom Klatschen und Beifallssturm, in das der Erbprinz jetzt mit angesehener Freude und mit gutem Willen eintrat.

„Rebe 'rass!“ gellte da zwischenher eine Stimme, und: „Rebe 'rass!“ schrie das Publikum wie aus Einem Munde, und als ob es das Verhängnis jetzt mit Lärmen und Toben wieder nachhellen wollte.

Der Vorhang stieg in die Höhe, aber Rebe kam nicht. Die Umgebend wußte, die Leute geberdeten sich wie toll und wußten, klappten, klatschten und schrien: „Rass, 'rass!“ Rebe, Hamlet! Rebe, 'rass, 'rass, 'rass!“

Ein schreiender Engel waltete über Allen — Fräulein Antichäuser glaubte oder hoffte, ihren Namen mitzuhören.

„Aber, Herr Rebe, so kommen Sie doch, wir werden ja gerufen!“

„Aber, mein beides Fräulein...“ „Sind Sie ein wunderlicher Heiliger! So kommen Sie doch!“ und seine Hand ergreifend, zog sie den schreienden Hamlet unter einem neuen Ausbruch von Jubel und Beifall auf die Bühne hinaus.

Rebe fand wie betäubt, und Pfeffer ging immer um ihn herum, als ob er ihn antreiben wollte, änderte aber eben so oft seine Absicht wieder und machte fortwährend und in Schreien beruhigende Versuche, seine Hände in die geschwundenen Seiten seiner alten Rodes zu bringen. Des Publikums hatte keiner mehr.

Fräulein Antichäuser zürte. Sie war auch gerufen, aber nicht so, und kein paucien Mal hatte man jagen — da es Peters nicht mehr für möglich fand — ihren Tanz nicht einmal da capo verlangte.

„Sie schrien wie verrückt,“ sagte sie, als sie sich in ihre Umkleekabine zurückzog; „ich bin froh, daß ich mich nur für diesen dummen Abend engagiert habe.“

Jetzt war aber Bahn für Rebe gebrochen. Schon im vierten Akt, bei den kleinen Szenen, wurde jede einigermaßen passende Stelle lebhaft applaudirt, und im fünften Akt, in der Szene mit dem Todtengräber, brach der Sturm auf's Neue aus. Es war gut, daß Fräulein Bellachini das Theater verlassen hatte. Nicht enden wollte aber der Beifall in der Festszene, die auch wirklich vortrefflich von Weiden gegeben wurde, und als der Vorhang endlich zum Schluß fiel, ging es von Frischem an.

Erst mußten Alle heraus, nur Rebe mit seinem biden Baden fehlte, und Fräulein Kottenhöfer erschien im Mantel und ohne Stroh in den Haaren. Dann wurde Rebe noch besonders gerufen, und wie der Vorhang kam wieder herunter war, mußte er noch einmal heraus.

Etwas Derartiges war in Habsburg noch nicht gesehen, so lange die alte Stadt stand.

Jetzt endlich beruhigte sich der See — er hatte sein Opfer, und der Direktor wollte eben auf Rebe zugehen, um ihm seine Anerkennung auszusprechen, als der Hofmarschall aus der Loge des Erbprinzen auf die Bühne kam und den Direktor ersuchte, einen Augenblick zu dem gnädigsten Herrn heranzukommen, der ihn zu sprechen wünsche.

„Nicht? Heiland der Welt!“ sagte Direktor Krüger erschreckt; „aber ich — ich bin ja nicht — entschuldigen Sie einen Augenblick!“ und wie ein Wetter schoß er in das Konversationszimmer, wo er wild nach Peters schrie.

„Peters, Peters! Verfluchter Kerl, wo steht der nur wieder?“

„Aber, Herr Direktor, hier bin ich ja — ich habe vor Bergkantung auf einem Stein gestanden!“

(Fortsetzung folgt).